

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964 1937

19 (6.10.1937) Roman-Blatt

Drei goldene Ketten

ROMAN VON LOTTE GÜMMERT



Roman-Beilage
des
Durlacher Tageblatt
Pfinztäler Bote
Nr. 19

„Ja. Unsere Jüngste blieb erst noch auf dem Lyzeum und besuchte dabei dauernd eine Ballettschule, da sie ein außerordentliches Talents hatte. Heute ist sie auch schon erste Solotänzerin am Berliner Opernhaus und verdient schönes Geld.“

„Das ist eine große Karriere!“
„Das, was wir ausgezahlt bekommen hatten und uns als Aussteuer dienen sollte, wenn wir einmal heirateten, das war aufgebraucht worden durch unsere Ausbildung. Das mußten wir uns nun wieder zusammen verdienen, darum sind wir bis jetzt ... allein durchs Leben gegangen. Wohl keine von uns dreien wollte einem geliebten Manne als ganz arme Frau in sein Haus folgen.“

„Jetzt verstehe ich Sie. Ja, das kann ich begreifen.“
„Das war auch der Grund, warum wir arbeitende Mädels wurden. Wir mußten in diesen Jahren einsehen, daß ein Name vornehmer Geburt ein Nichts ist, wenn uns nicht ein großes Können aus der Menge heraushebt.“

Rottraut machte eine Pause und atmete tief auf.
„Es war eine harte Schule für uns verwöhnte Mädels, doch heute wissen wir, was arbeiten heißt. Wir werden einmal keine Drohnen sein im Leben und unseren Männern nicht zur Last fallen. Nein, wir wissen, daß erst Arbeit das Leben lebenswert macht. Nicht die äußerlichkeiten bestimmen das Leben, sondern die innere Zufriedenheit.“ Damit schloß Rottraut ihre lange Erzählung.

Nachdenklich hatte Frau von Drewin zugehört. Vieles wurde ihr klar. Nun konnte sie sich auch erklären, warum Rottraut so fabelhaft mit den Leuten umzugehen verstand. Der richtige Ton dafür war ihr angeboren.

„Ich danke Ihnen herzlich, Fräulein Rottraut. Obwohl ich nun weiß, wer Sie sind, werde ich Sie aber doch nicht Baronesse nennen.“

„... um das ich Sie auch herzlich bitten möchte“, fiel Rottraut ein.

„Sie sollen weiterhin für mich ein schlichtes Fräulein Rottraut bleiben. Aber ich danke Ihnen für Ihre ehrliche Beichte. Viele Rätsel aus Ihrem Wesen werden dadurch gelöst. Aber ich glaube heute gern: der Mann ist glücklich zu schätzen, dem Sie als Gattin folgen werden.“

Dabei reichte sie der rot werdenden Rottraut die Hand und ging ins Haus. Viel Arbeit wartete noch auf sie.

Nachdenklich stand Rottraut auf dem Hofe.
„Der Mann ist glücklich zu schätzen“, hatte Frau von Drewin gesagt, und doch wußte Rottraut genau, daß sie noch mit vielen Fehlern und Unklarheiten fertig werden mußte. Vieles würde sie noch ablegen müssen, ehe sie so wurde, wie er es gern wollte.

Unbewußt tastete ihre Hand nach der Tasche, in der sein Brief steckte.

Wie hatte er darin geschrieben:
„... man muß einmal in die Welt fahren, um zu wissen, wie wunderbar das Heimkommen sein kann, wenn ein Mensch auf einen wartet, der uns höchste Erfüllung bedeutet.“

Rottraut wußte jetzt, wo ihre Heimat lag, dort am Herzen jenes Mannes im Waldenhof, der ihr erst so gering erschienen war um seines Gewandes willen.

Die richtige Erkenntnis hatte sie in Berlin bekommen unter den vielen fremden Menschen.

Einsam und heimlos war sie sich dort vorgekommen, und klar hatte ihr da vor Augen gestanden, wo ihre Heimat sein konnte.

Jetzt würde er auch ihre Zeilen haben und sehen, daß sie sich um ihn sorgte. Vielleicht kam er dann früher nach Hause.

Lächelnd sah jetzt Rottraut, wie die Hündin Bella die Welpen nacheinander am Genick packte und in den Zwinger bugsierte.

Mutterliebe! dachte Rottraut, und Sehnsucht kam in ihr hoch.

Würde sie auch erfahren, was es heißt, Mutter zu sein? War es nicht das Höchste im Leben?

Sehnsüchtige Augen sahen in die Ferne und wünschten, daß der geliebte Mann bald heimkehre.

Am nächsten Tage kam plötzlich Besuch auf Vorheide. Herr von Rhjin machte sein Versprechen wahr und kam, um sich einen Hund zu kaufen.

Rottraut war etwas verlegen, als er plötzlich erschien, unwillkürlich mußte sie an Ehrfried Bolden denken. Wenn er jetzt eintraf und sah Alfred von Rhjin, würde er nicht Falsches vermuten?

Aber sie war nur einen Augenblick kleinmütig, dann hatte sie es abgeschüttelt. Nein, nein, Ehrfried sah ins Herz. Und da mußte er spüren, daß ihm ihre ganze Seele gehörte.

„Also du bist ich, mein gnädiges Fräulein, und ...“
„Halt, Herr von Rhjin, das gnädige Fräulein lassen Sie weg. Hier gibt es nur eine gnädige Frau, und das ist Frau von Drewin. Kommen Sie, ich will Sie ihr vorstellen.“

Frau Drewin empfing den jungen Mann sehr freundlich, er gefiel ihr in seiner Frischen, stottern Art. Und sie spürte sofort, daß Herr von Rhjin zwar großes Interesse für Hunde hatte, daß aber sein Interesse für ... Rottraut das stärkere war und ihn bestimmt zu dem Besuch veranlaßt hatte.

Gemeinsam besichtigten sie den Zwinger. Die Hunde knurrten wohl ein wenig, beruhigten sich aber bald, als sie den Fremden beschnuppert hatten. Das nahm Frau von Drewin stärker für Herrn von Rhjin ein.

„Nur ein Rotweiler soll es sein!“ erklärte von Rhjin.

„Raffiniert gedacht!“ neckte ihn Rottraut.

„Wieso?“ fragte der junge Mann erstaunt.

„Ganz einfach. Sie selbst sind eine schlanke Figur, ergo ... um die Wirkung dieser Figur noch herauszutreiben, nimm man einen Riesen wie den Rotweiler. Stimmt's, mein Herr?“

„Daran habe ich wirklich noch nicht gedacht!“ gestand Herr von Rhjin. „Nein ... mit gefällt die Ruhe dieser Rasse. Ich

selbst bin ein ziemlich unruhiger Mensch, und darum ist mir gerade die ruhige, gelassene Art der Rotweiler sympathisch. Das verstehen Sie gewiß, gnädige Frau.“

„Ja. Da haben Sie sehr vernünftig gedacht. Es ist mir ein Greuel, wenn ausgerechnet eine hypernervöse Dame zum Beispiel einen Schäferhund auswählt. Es gibt auch sehr ruhige Exemplare unter ihnen, aber die meisten sind doch von einer geradezu nervösen Lebendigkeit.“

„Vielleicht nicht nervös, gnädige Frau!“ sagte Alfred von Rhjin nachdenklich. „Der Schäferhund war gewiß früher vorzugsweise des Schäfers Hund. Und der muß ja ständig die Herde umkreisen, muß dauernd lebendig sein, um die Herde in Ordnung und Bewegung zu halten. Ich nehme an, daß die ungeheuerer Lebendigkeit dieses Hundes davon herrührt.“

„Das habe ich mir vielleicht noch nicht überlegt!“ sagte Frau von Drewin erfreut. „Also nicht eine nervöse ... sondern eine ungeheuer lebendige Rasse, so meinen Sie doch, Herr von Rhjin?“

„Tawohl, gnädige Frau. Aber der klügste Hund ist er wohl?“

„Nein, nein, bei weitem nicht. Vielleicht der treueste, aber das ist auch ansehbar. Eine Dogge, ein Rotweiler und sehr, sehr viele andere Hunde ... vielleicht alle, sofern sie nicht von den Menschen selbst verdorben wurden, sind treu.“

„Aber der Dobermann ist falsch, nicht wahr?“

„Jetzt lachten Frau von Drewin und Rottraut herzlich.“

„Nein“, widersprach dann Frau von Drewin, „der Dobermann ist nicht falsch, er ist genau so ein treuer Geselle, nur ist der Dobermann empfindlicher, misstrauischer ... vielleicht im Grunde genommen ängstlicher. Ganz genau möchte ich das nicht sagen. Es gibt Hunde, die unentwegt treu bleiben, auch wenn sie einmal eine schlechte Behandlung erfahren. Allerdings nicht alle, der Dobermann auch nicht. Der wird wie sein Herr. Gerät er an einen Falschen, dann wird er vielleicht auch falsch. Er ist sehr empfindlich. Aber zuverlässig und treu ist er genau so wie die anderen. Ich liebe Ragen nicht, viele Menschen lieben sie nicht. Sie sagen ... sie sind falsch. Aber wenn man gerecht sein will, dann muß man eher sagen: sie haben Charakter. Sie lassen sich nicht so leicht einem fremden Willen aufzwingen, sie sind nur durch Liebe zu gewinnen. Aber leider ... will der Mensch immer gern beherrschen.“

Herr von Rhjin wählte keinen Hund aus, oder besser gesagt, er nahm keinen mit. Er wollte einen der jungen Rotweiler haben, und Frau von Drewin versprach ihm, daß er den schönsten erhalten solle.

Herr von Rhjin blieb bis zum Abend Gast des Hauses Drewin, und sie sahen ihn ungern scheiden, denn auch Frau von Drewin hatte ihn schätzen gelernt.

Sie erklärte sich bereit, ihn mit dem Wagen zur Bahn zu fahren, aber er lehnte lachend ab.

„Nein, gnädige Frau, das Stündchen laufe ich. Es wird mir guttun. Wie ist es, Fräulein Birkenfeld, begleiten Sie mich ein kleines Stündchen?“

Rottraut war sofort zu bereit, und nach einer Viertelstunde brachen sie auf.

Als sich Rottraut an der Wegkreuzung von ihm verabschiedete, wollte, hielt er ihre Hand fest und sah sie erstaunt an.

„Fräulein Rottraut ... Sie wissen doch genau, daß ich ... nicht wegen der Hunde gekommen bin?“

„Nicht wegen der Hunde?“ fragte das Mädchen erstaunt.

„Nein. Einmal habe ich Sie nun gesehen, damals, vor Wochen in Berlin. Und ... vom ersten Augenblick an habe ich Sie lieben gelernt. Und darum bin ich gekommen, denn Ihr Bild hat mich nicht verlassen.“

„Herr von Rhjin ... ich bitte Sie ... sprechen Sie nicht weiter. Ich ... kann nicht. Nein ... wahrhaftig nicht!“ Erregt ging ihr Atem.

„Sie ... lieben ... mich nicht? Sie können mich nicht lieben. Vielleicht doch! Vielleicht müssen Sie Ihr Herz erst einmal fragen. Ich will Ihnen so gern Zeit lassen. Ich will viel Geduld haben, denn ich weiß, daß Sie arm sind. Aber tut nichts, ich hab's nicht nötig, darauf zu schauen. Das Leben hat es gut mit mir gemeint im Geldlichen. Ich bin der einzige einer vermögenden Familie. Und ich würde Ihnen das Leben so schön machen, wie Sie es sich nur wünschen. Sie dürfen nicht in diesen einfachen Verhältnissen bleiben, Sie müssen oben stehen, denn Sie tragen den Kopf wie eine Königin.“

Rottraut sah starr vor sich hin. War das der Versucher, der jetzt zu ihr sprach?

Ehrfried Boldens Gesicht erschien vor ihr. Nein, nein, nicht schwach werden, nicht blenden lassen von einer lichten Zukunft, die alles gab an schönen äußeren Dingen.

Aber das Herz? Nein, das sprach für den anderen.

Sie sah zu ihm empor.

„Lieber Herr von Rhjin ... ich danke Ihnen. Sie sind ein lieber und guter Mensch. Oh, ich glaube, daß eine Frau ... mit Ihnen sehr glücklich werden kann. Aber mein Herz gehört einem anderen Menschen. Und ich weiß doch, Sie als Mann wollen doch nicht, daß ich zum Verräter an dem werden könnte. Nein, das will ein Alfred von Rhjin nicht.“

Die Worte taten weh, aber sie klärten und lösten. Der junge Mann beugte sich über ihre Hand und küßte sie.

Er nickt ihr zu, sprechen konnte er nicht, und dann schied er mit einem kurzen, herzhaften Händedruck voneinander.

Langsam wanderte Rottraut nach Hause.

Frau von Drewin bemerkte den seltsamen Ernst auf Rottrauts Antlitz. Sie war hellhörig.

Und so fragte sie behutjam: „Nicht wahr ... er kam nicht wegen der Hunde? Nein ... er kam wegen der Rottraut!“

„Ja, Frau Agnes ... er hat mich gefragt, ob ... ob ich seine Frau werden wolle.“

„Wirklich? Und ... Sie haben angenommen?“

„Nein, das Segenteil. Man kann doch sein Herz nicht dreimal verschicken, Frau Agnes.“

„Sie ... lieben einen anderen?“

„Ja, Frau Agnes. Mit ganzem Herzen ... über alles liebe ich ihn. Sie kennen ihn auch, aber ich spreche seinen Namen nicht aus, Frau Agnes ... Sie müssen es raten.“

Frau von Drewin nickte und drückte dem Mädchen die Hand.

„Alles, alles Glück wünsche ich Ihnen, liebes Kind. Sie machen es sich nicht leicht, gehen nicht die bequeme Straße, aber ... ich glaube, doch den Glücksweg.“

Wie gern wäre Ehrfried Bolden schon heimgefahren, aber seine Arbeit und Mission war noch nicht beendet.

Bald eine Woche war er schon in Berlin, und es kam ihm vor, als sei es schon ein ganzes Jahr.

Jetzt sah er ein, wie ihm der Waldenhof ans Herz gewachsen war. Niemand mochte er mehr in der Stadt wohnen.

Sein Schwarzbrot dabei schmektete ihm besser als hier das weiße Brot, und er sehnte sich ordentlich danach, diese Graupen mit Schwarzschnitz zu essen.

Nein, er würde Bauer bleiben.

Mit diesen Gedanken war er zu Viola gekommen, um sie abzuholen, da er ja bei der Baronin seinen angeleglichen Abschiedsbesuch machen wollte.

Viola war auch schon fix und fertig und erwartete ihn.

Man verabschiedete sich rasch von der alten Dore, und fort ging's.

Heute fuhr man mit der Straßenbahn und war auch dann rasch an Ort und Stelle.

Noch einige Minuten hatte man zu laufen, dann stand man vor dem Gartentor und klingelte.

Der Diener kam den breiten Weg entlang, man konnte deutlich erkennen auf seinem Gesicht lesen.

Boldens Frage, ob die Frau Baronin zu Hause sei, bejahte er.

Sie hatten im großen Empfangszimmer noch nicht Platz genommen, da erschien auch schon die Baronin, gefolgt von Charles Robin.

Mit ausgestreckten Händen kam sie auf ihre Besucher zu und fragte beiont herzlich: „Was verschafft mit den unverhofften Besuch?“

„Meine Abreise von Berlin, gnädige Frau“, erwiderte Bolden.

Charles Robin hatte Viola überrascht begrüßt, die in ihrem hellen Kaubellmantel auch entzückend aus sah.

Er überließ sie förmlich mit einer flut verbender Worte. Viola wußte nicht, was sie sagen sollte, sie war so verlegen, daß sie rot wurde.

Das legte Robin nur zu seinen Gunsten aus. Mit Vergnügen und unverhohlener Freude schälte er sie aus ihrem Mantel, den er dem eintretenden Diener übergab.

Bald sah man im gemächlichen Teezimmer, und die Baronin bediente eigenhändig ihre beiden Gäste.

Bolden mußte sich wirklich sagen, daß ihm bei der ganzen Gesprächigkeit gerade wohl war. Nur die Gewißheit, daß sie ja einem Ehepaar gegenüber saßen, die nach außen hin ganz andere Rollen spielten, beruhigte ihn.

Robin bat Viola ins Nebenzimmer, um ihr einige wunderschöne Radierungen zu zeigen, und Bolden fragte die Baronin, ob sie nicht so liebenswürdig sein wolle, das Radio einmal anzustellen.

Rutz vor dem Nachmittagskonzert würden wohl nochmals die Wetterberichte durchgegeben, und ihn als Landwirt interessierten diese jetzt sehr.

Die Baronin wollte ihrem Gast den Gefallen gern tun. Gut, so ging man eben hinüber ins Spielzimmer, wo der Radioapparat stand.

Verstohlen hatte Bolden auf seine Uhr gesehen, gleich war es 1/5 Uhr.

So, jetzt hatte die Baronin den Apparat angestellt. Die Röhren mußten aber noch warm werden. Sie setzten ihre Plauderstunde im Spielzimmer fort.

Jetzt kam der Lautsprecher langsam, Musik ertönte. Aber das machte nichts aus, wahrscheinlich würde die Wetteransage später kommen. Der Apparat blieb auf Zimmerlautstärke eingestellt, und die beiden setzten ihr Plaudern fort.

„Kein Mensch würde glauben, daß Sie irgendwo in der Heide in der Einsamkeit sitzen, Herr Bolden“, sagte die Baronin im Laufe der Unterhaltung. „Wenn man Sie anschaut, Sie sind doch für das gesellschaftliche Leben ...“

... ein bißchen zu gut“, warf Bolden lächelnd ein. „Wollten Sie das nicht sagen?“

„Eigentlich nicht, aber ... vielleicht haben Sie recht. Manchmal habe auch ich den Wunsch nach Ruhe, aber ich könnte mir doch ein Leben ohne Geselligkeit nicht vorstellen. Ich brauche es, es hält mich elastisch. Dabei weiß ich genau, daß oft viel Verlogenheit sich im gesellschaftlichen Leben breit macht. Ich weiß, daß man oft gesellschaftlich Fühlung nimmt, nicht der Gesellschaft zuliebe, sondern aus rein egoistischen Gründen.“

Da klingelte draußen das Telefon.

Die Baronin erhob sich nervös. „Sie entschuldigen mich einen Augenblick.“

„Aber bitte sehr, gnädige Frau.“

Keiner war froher als Bolden, er atmete förmlich auf. Kaum hatte sich die Tür hinter ihr geschlossen, als Bolden auch schon zu dem Grammophon trat, das ziemlich abseits in der Ecke stand.

Rasch aufgemacht!
Vorichtig fuhr Bolden mit der Hand in die trichterförmige Öffnung. Da hatte er es schon.

(Fortsetzung folgt.)